

Ideen für ein Curriculum der Zukunft

Vortrag im Rahmen der Jahrestagung des Netzwerks Musikhochschulen „Wozu Musik studieren?“ am 15. November 2017 an der Hochschule für Musik Detmold

Magdalena Bork

Im Hintergrund meiner Gedanken sehen Sie eine Foto-Show, die einerseits einige der Berufsbilder zeigt, von denen junge Musiker und Musikerinnen träumen; andererseits auch Bilder von verschiedenen tatsächlichen Wirklichkeiten heutiger professioneller MusikerInnen. Weiters sind auch einige der von mir in den letzten Jahren befragten MusikerInnen selbst dargestellt – in einer interessanten Spannbreite vom authentischen Schnapsschuß bis zum von Profifotografen festgehaltenen (und initiierten) Posen. Einige der Bilder gehören im Web zu den meistgesuchten Bildern von klassischen MusikerInnen. Sie erleben hier Klischee, Realität und Imagination beliebig durcheinander, aber auch miteinander vermengt – ganz im Geiste der Zeit der sich verflüssigenden Grenzen zwischen unterschiedlichen Stilen, Genres und Formen in der Musik.

MusikerInnen-Forschung

Wenn ich von MusikerInnen spreche, dann meine ich vor allem jene, mit denen ich mich im Rahmen meiner Forschungsprojekte beschäftigt habe: „Traumberuf Musiker?“¹, „Quo vadis, Teufelsgeiger?“² und zuletzt „Young Masters Research“³ im Rahmen meiner Tätigkeit als Leiterin der Begabtenförderung an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (MDW). Im Zentrum meiner Forschung stehen daher vor allem Studierende und AbsolventInnen der MDW, aber auch junge MusikerInnen im Vorstudienalter, die sich gerade für ein Leben mit und für die Musik entscheiden. Hier kann man besonders gut beobachten, wie der professionelle Weg eigentlich anfängt, aber auch welche Rolle die Universitäten/Hochschulen dabei spielen. Wie bereiten wir junge Menschen für ihren Weg als Musiker vor? Auf welchen Weg schicken wir sie? Welche Möglichkeiten bieten wir ihnen? Mit welchen Kompetenzen statten wir sie aus?

Zusätzlich zu meiner Forschungserfahrung sehe ich seit dem Wintersemester 2016/17 wöchentlich und im one-to-one Setting Studierende, die bei mir das Fach „Gespräche zur Persönlichkeits- und Karriereentwicklung“ besuchen – das Fach ist eine wahre Schatzkiste für Träume, Wünsche und Vorstellungen, aber auch Zweifel, Ängste und Fragezeichen junger Musiker und Musikerinnen, was ihren Wunschberuf Musiker betrifft.

¹ Bork, Magdalena (2010): *Traumberuf Musiker. Herausforderungen an ein Leben für die Kunst*. Schott.

² Quo vadis, Teufelsgeiger? war ein vom FWF (Österreichisches Forschungsförderungs Fond) 2010-2012 gefördertes *arts-based research* Projekt: <http://www.quovadisteufelsgeiger.at>

³ Forschungsbericht über die Young Masters Research ist direkt über die Autorin zu beziehen: bork@mdw.ac.at

Motivation und Ziel

Knüpfen wir sogleich an die Aussagen der Detmolder Studierenden aus dem soeben gezeigten Video an – Aussagen, die genauso in Wien aufgenommen hätten werden können, wie wahrscheinlich auch überall sonst in der Welt, wo klassische Musik junge Menschen meist bereits im Kindesalter in ihren Bann gezogen hat. Der Film ging den Fragen nach, was sich junge MusikerInnen vom Musikstudium erwarten und wie sie ihre Zukunft sehen.⁴

Junge MusikerInnen streben zunächst und die Weiterentwicklung eigener Fertigkeiten an. In Folge und/oder als Ziel geht es um die Erlangung höchster Performance Qualität auf ihrem jeweiligen Instrument (oder in ihrem jeweiligen Fach, wenn es um Tontechniker, Dirigenten, Komponisten, Musiktheoretiker etc. geht). Was sie dabei beschäftigt ist:

Wie komme ich weiter, wie erreiche ich technisch und interpretatorisch das, was ich ausdrücken will?

Die zweite wesentliche Säule des Musikstudiums ist die Entfaltung der eigenen professionellen Identität, also das Finden des eigenen Weges mit der Musik, den man nach dem Studium weiter gehen will. Im Studium – wie wir öfters im Video gehört haben – beschäftigt die Studierenden früher oder später die Frage:

Wohin führt es mich?

Widmen wir uns zunächst dem Streben nach Meisterschaft:

Weiterentwicklung eigener Fertigkeiten

Das hat es immer schon gegeben – das Meistern des eigenen Instruments, um Musik so machen zu können, wie man es sich vorstellt; aber auch – Musik zu machen entsprechend dem, was zur jeweiligen Zeit am jeweiligen Ort am jeweiligen Instrument von den Besten ihres Faches – den Meistern – verlangt wurde. In der Meisterlehre ging es vor allem um das höchste Niveau, das man mit seinen Bemühungen erreichen wollte, ob mit Stimme oder am Instrument. Fachliche Fähigkeiten und Fertigkeiten waren die Basis der Lehre, jedoch ging es auch darum, am Meister selbst in seiner meist bewunderten künstlerischen Gesamterscheinung zu lernen – ihn/sie zu imitieren, sich von ihm inspirieren zu lassen und ihm nicht nur technisch, sondern vor allem auch künstlerisch nachzueifern.

Die sogenannte Meisterlehre, die die geschichtliche Kernzelle unserer heutigen Musikausbildung darstellt, hat inzwischen eine Weiterentwicklung erfahren: Noch vor einigen wenigen Jahrzehnten schien es schlicht zu genügen, viel zu üben und den einen „richtigen“ Lehrer für sich zu finden, um Musiker zu werden. Der Grundgedanke war: Wenn ich gut auf meinem Instrument werde, folgt alles andere von selbst.

⁴ Der Film ist im Internet verfügbar unter: https://www.netzwerk-musikhochschulen.de/videos/Interviews_Wozu_Musik_studieren_2017_720p.mp4

Der Wandel

Was ist heute anders? Zur erfolgreichen, marktfähigen Performance werden heutzutage – neben dem rein künstlerischen und fachlichen Können auf dem Instrument – auch weitere Kompetenzen und Qualitäten benötigt. Was früher (und zum Teil bis heute noch immer) im Studium als Neben-, Zusatz- oder Ergänzungsfächer bezeichnet – und als solche über lange Jahrzehnte auch so behandelt wurde – ist heute wichtiger, breiter und tiefer geworden: Seit der Bologna Reform denkt man statt in „Fächern“ in Kompetenzen. Und diese umfassen weit mehr als das noch bis vor einigen Jahren ausreichende Mindestmaß an musiktheoretischem und geschichtlichem Wissen „plus ein wenig Gehörbildung“.

Der heutige Musiker, die heutige Musikerin, ist zu ihrer fachlich-künstlerischen Kompetenz dazu auch noch kreativ, arrangierend, komponierend, vielfältigst kommunizierend, improvisierend, lehrend, leitend und – wie wir soeben auch von der koreanischen Pianistin im Video gehört haben – auch gründend tätig. Und apropos gründend tätig sein: tatsächlich ist heutzutage das, was die jungen MusikerInnen leiten, meist auch selbst gegründet, initiiert – und natürlich auch selbstständig gemanagt und organisiert. Leadership-Kompetenzen zählen zu den Schlüsselkompetenzen am heutigen Arbeitsmarkt – nicht nur in der Musik, aber hier wohl besonders, weil hier die Arbeitsform der Selbständigkeit inzwischen von 2/3 der Musik-AbsolventInnen ausgeübt wird, wie diverse Studien seit Jahren zeigen.

Weitere Kompetenzen, die gebraucht und eingesetzt, von jungen Berufseinsteigern aber häufig auch gefürchtet werden, sind: moderieren, vermitteln, interdisziplinär arbeiten, verhandeln, eigene Konzepte verschriftlichen, generell viel schriftlich tätigen, wissenschaftlich firm sein, reflektierend sein und auch organisieren können – sich selbst, seine Ensembles, seine Projekte.

Muss jeder Musiker das alles können? Nein, das ist sicher nicht der Fall – der einzelne Musiker stellt sich vielmehr sein eigenes individuelles *Portfolio* zusammen aus dem, was er kann, was er machen will, und was ihm tatsächlich auch möglich ist zu machen.

Allerdings ist auch dieses Portfolio kein fixes starres Korsett, im Sinne von „das habe ich, jenes kann ich und dieses mache ich bis ans Ende meiner Tage“, sondern vielmehr ist es ein dynamisches Konstrukt, das sich im Laufe des Lebens, und ein Leben lang, verändern wird. Hier klopft also das lebenslange Lernen bereits an, von dem auch schon in meinem Abstract die Rede war.

Träume, Wünsche, Vorstellungen...

Wie weit das Feld der Möglichkeiten für die jungen MusikerInnen bereits in ihren Vorstellungen ist, davon kriegt man auch in den Interviews für den bereits erwähnten Tagungsfilm Film einiges mit: Da ist z.B. Evelin, die Schlagzeugerin im 3. Semester ihres Masterstudiums, die zunächst davon spricht, noch nicht 100% sicher zu sein, was genau ihr Ziel mit der Musik sei. Dennoch ist sie ganz überzeugt, dass sie ihren Weg mit der Musik in jedem Fall weiter gehen wird – denn „Musik und Schlagzeug machen mich glücklich“. Womit Evelin den wichtigsten Motivator nennt, der den manchmal

beschwerlichen Weg trotzdem erleuchtet und etwaige Stolpersteine zu überwinden hilft: die Freude am Musizieren, die Urmotivation für den Weg in die Musik.

Und wenn Evelin dann im Laufe des Interviews doch in Richtung Zukunft zu schauen beginnt, sieht sie sich mit Menschen arbeiten, unterrichten, an Projekten mitwirken, im Team arbeiten, vielleicht sogar als „Musikdirektor“ oder „Manager“ tätig sein. Und vor allem aber: Menschen mit ihren Konzerten in Ensembles glücklich machen.

Auch Christina, die Sängerin und Schulmusikerin, möchte beruflich am liebsten alles verbinden und auf nichts von ihren Talenten verzichten müssen – sie spricht vom Singen auf verschiedenen Bühnen, vom Leiten von Chören und der Arbeit in der Schule. Christina wird eine ganze Palette an Fähigkeiten und Kompetenzen brauchen und auch viele dieser Erfordernisse erst direkt „on the job“, an und mit der Arbeit, erwerben. Aus den erworbenen Kompetenzen können sich wiederum neue Möglichkeiten ergeben und neue Perspektiven eröffnen.

Das Phänomen der Responsivität / Verantwortlichkeit

Dieses dynamische, lebendige In-Beziehung-Sein mit sich selbst und den Umständen und der Umgebung um einen herum nennt der Philosoph Bernhard Waldenfels Responsivität, was direkt übersetzt Verantwortlichkeit bedeutet – und eine Haltung umschreibt, in der der Mensch gewissermaßen auf Umstände zwar antwortet (respondet), jedoch *nicht* mit vorgefertigten Meinungen, Absichten, mit einem vorgegeben Regelwerk, mit Automatismus, sondern mit einer offenen, im Moment des Geschehens reflektierenden Haltung: Wie kommt das, was ich hier erlebe, sehe, erfahre, bei mir an, was löst es aus, wie möchte ich damit umgehen?

Einen solchen Musiker/Künstler-Typus hat auch schon Donald Schön in seinem Buch „Reflective Practitioner“ beschrieben. Er sah in der Fähigkeit des Menschen, *während* einer Situation oder einer Handlung über die Situation oder die Handlung zu reflektieren und dadurch diese bereits im gegenwärtigen Moment zu verändern (reflection-in-action), eine Möglichkeit, den Menschen dazu zu befähigen, in einer „prinzipiell unsicheren Welt“ mit den Unsicherheiten konstruktiv und bewusst umgehen zu können.⁵

Kehren wir aber nochmal zur Responsivität zurück anhand eines konkreten Beispiels: Stellen wir uns die Wiedergabe einer Beethoven Sonate vor – in der gewöhnlichen Haltung: Oh, da kommt der 3. Takt von Beethovens Klaviersonate, das haben wir immer schon so gespielt und artikuliert... In der reflexiv-responsiven Haltung der „reflection-in-action“: Oh, da kommt der 3. Takt von Beethovens Klaviersonate, wie kommt er bei mir an? Was löst er in mir aus? Was fällt mir dazu jetzt und hier ein? Wo führt mich der Takt hin? usw...

⁵ Schön, Donald (1983): *Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action*. Aldershot: Ashgate.

Rineke Smilde, die Gründerin und seit etwa 20 Jahren Leiterin der research group Lifelonglearning in music in Holland, und ihr Kollege Peter Alheit haben dieses Konzept der Responsivität von Waldenfels für die Musik durchdacht.⁶

Smilde und Alheit sprechen von Verbindung zwischen ICH und WELT, einer Resonanz zwischen dem Subjekt und seiner Umgebung und dem gegenseitigen Einwirken z.B. zwischen dem Studierenden und dem Lehrplan, dem Musiker und dem Arbeitsmarkt, dem Künstler und der Bühne usw. Diese sich scheinbar gegenüber stehenden bzw. voneinander getrennten Pole verlieren in der Haltung der Responsivität jedoch ihre Trennschärfe, sie verflüssigen sich, verbinden und verschmelzen ineinander, werden füreinander durchlässig.

Meisterlehre á la Barbapapas

Mich erinnert das an jene witzigen Spielfiguren aus den 70er Jahren, die *Barbapapas*, die ihre Form verändern, je nach dem, was die Umwelt gerade verlangt oder auch worauf sie selbst Lust haben – und in jeder Form bleibt der Charakter, der eigentliche Wesenskern, oder auch einfach: die Identität, jeder einzelnen und einzigartigen Barbapapa-Figur stets erhalten: die schöne Barbarella, der sportliche Barbarix, der gütige rosane Barbapapa, die liebevoll umsorgende schwarze Barbamama etc.

MusikerInnen im 21. Jahrhundert können bei Barbapapas in die Lehre gehen. Was kann man da lernen? Aufmerksamkeit für die Umgebung, Flexibilität und Empathiefähigkeit: Das Gefühl sich in Andere hineinversetzen und hineinfühlen zu können und dadurch vorauszuahnen, zu antizipieren, was die Anderen, was mein Gegenüber, was mein Publikum oder eben auch: der 3. Takt der Beethoven Sonate, jetzt gerade von mir braucht.

Auch in den Interviews mit den Detmolder Studierenden haben wir von dieser Responsivität gehört:

Als Irina, die Gesangstudentin im 2. Semester, gleich zu Beginn des Studiums in einem kleinen Opernprojekt aushilft, erlebt sie dort etwas, „was ich wohl schon immer gesucht habe“ – möglicherweise sogar ohne es zu wissen, dass sie es gesucht hat. Irina reagiert an Ort und Stelle darauf, vertieft sich in die Welt der Oper und sagt jetzt, 2 Semester später, dass Oper das ist, „was mich locker und glücklich macht, was mich frei macht“.

Als Irina diesen entscheidenden Moment in ihrem Leben im Film erwähnt, verändert sich beim Erzählen ihr Gesichtsausdruck, die gesamte Mimik spricht Bände – man möchte sagen, das Glück steht ihr ins Gesicht geschrieben. Was wiederum uns Zuschauer meist nicht kalt lässt – apropos Antwortlichkeit und Resonanz.

⁶ Alheit, Peter & Smilde, Rineke (2017): *Biographisches Lernen in der Musikausbildung. Ein neuer Zugang zum lebenslangen Lernen in der Musik*. Unveröffentlichtes Manuskript für „Handbuch Musiklernen“ von Gruhn, W. & Rübke, P. (in prep.) Verlag Helbling. Esslingen.

Das Andere erfahren

Irinas Geschichte zeigt dabei etwas Wesentliches, was Musikstudium sein kann und sollte: Die Möglichkeit bieten für Entdeckungs- und Erfahrungsräume, Ausprobierwiesen sein für derart Erlebnisse – denn diese brauchen junge Menschen um das je Eigene zu entdecken oder auch zu entfalten, wenn es schon entdeckt wurde.

Das Musikstudium braucht so viel „echte Praxis“ wie möglich, Praxis, in der tatsächlich gehandelt wird, agiert wird, wo sich das Leben und Musizieren wirklich abspielt: für MusikerInnen bedeutet das vor allem verschiedene Bühnen, in vielen verschiedenen Kontexten, in verschiedenen musikalischen und künstlerischen Konstellationen und Gruppierungen mit anderen Menschen und MitmusikerInnen. Räume in denen der Schutzmantel – oder die sprichwörtliche Käseglocke – des Studiums (kurz) weg sein darf. Die Schutzzone ist dann aber wieder gewünscht, um das Erlebte zu reflektieren, evaluieren und fürs nächste Mal nachjustieren zu können. Auch bei Donald Schön gibt es nicht nur die reflection-in-action, sondern auch die reflection-on-action: Das Evaluieren des Geschehens *nach* der Handlung.⁷

Das Eigene entdecken

Wir haben von den Studierenden aber auch viele ganz konkrete Ideen gehört, was sie machen, was sie werden wollen – z.B. Annalouise, die Blockflöte und Früherziehung an einer Musikschule unterrichten will, weil Unterrichten momentan genau das ist, was sie am meisten beschäftigt und freut. Aber auch Annalouise sendet offene Signale aus: „Mal gucken, wo es mich hinführt“ – da gibt es eine Offenheit, vielleicht auch eine Hoffnung auf etwas was vielleicht noch kommen mag, was sie heute noch gar nicht weiter in Worte fassen kann – und dennoch heute schon dafür den Boden bereitet in dem sie *responsiv* bleibt – für die eigenen Empfindsamkeiten, Empfindungen, Wahrnehmungen. Werden diese für *wahr* genommen, leiten sie in die eigene Wahrheit, in das eigene *Was-auch-immer*. In all den Begegnungen mit MusikerInnen, in meiner gesamten bisherigen Forschung, lässt sich eines deutlich erkennen: Was auch immer es ist, das *Eigene* ist noch immer das, was uns am meisten am Anderen beeindruckt, berührt, anspricht.

(Eigene) Identität professionell entfalten

Das zweite große Thema im Musikstudium ist, wie bereits erwähnt, die Entfaltung der eigenen professionellen Identität – das Suchen und Finden des eigenen Weges mit der Musik: Mal gucken, wohin es mich führt... Dieser Schwerpunkt im Studium ist vielleicht nicht ganz neu, aber in der existentiellen Form wie heutzutage, ist er es doch.

In dem Dschungel an Möglichkeiten – Was könnte ich alles studieren? Was könnte ich alles spielen? Wo könnte ich überall lernen? Mit welchen Schwerpunkten und Spezialisierungen? – im Angesicht dieses „Alles ist möglich“-Imperativs, ist es notwendig geworden, seine eigene Spur zu finden, zu legen und konsequent zu gehen – das ist die Aufgabe heutiger Studierender, nicht nur in der Musik, aber hier auf jeden Fall.

⁷ Schön, Donald (1983): *Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action*. Aldershot: Ashgate.

Die Musikhochschulen/Musikuniversitäten haben dabei die Aufgabe, diesen Prozess der Studierenden zu begleiten, vielleicht auch zu initiieren, auf jeden Fall wahrzunehmen und zu unterstützen.

Gerüstet fürs Leben als MusikerIn

Wenn am Ende des Studiums der Absolvent, die Absolventin in verschiedenen Kontexten am höchsten Niveau musiziert, dabei auch weiß, wer er als Musiker ist (oder auch als Komponist, Sänger, Dirigent, Musiktheoretiker, Tonmeister usw.), da er bereits herausgefunden hat, wie er sich und sein Tun in die Gesellschaft einbringt – dann haben die Ausbildungsinstitutionen ihren Beitrag geleistet, den Musiker beschäftigungsfähig (*employable*) zu machen.

Da ist es wieder, das Lifelong Learning-Konzept, laut welchem Bildung und Ausbildung dann wertvoll ist, wenn sie übertragbare Kompetenzen (*transferable skills*) vermittelt, die nicht nur einem bestimmten Anforderungsprofil eines bestimmten Berufes entsprechen, sondern den Musiker, die Musikerin dazu befähigen, in immer neuen Kontexten zurecht zu kommen, kreativ zu werden, neue Kontexte zu suchen, zu erobern, und sich an noch unerschlossene Publikumsschichten heranzuwagen.

Für all dieses Lernen, und all diese Schritte im professionellen Leben brauchen junge MusikerInnen vor allem eines: den Glauben an sich selbst. Wie kommt er oder sie dazu? Beispielsweise, indem sie Mut und Ermutigung, Anerkennung und Bestätigung bekommen und erfahren. Von dem Gefühl „hier bin ich richtig“ haben uns heute einige erzählt: Daniel, Irina, Johee... Die Bestätigung von außen tut nicht nur unserer Seele oder unserem Ego gut, aus der Psychologie ist es schon lange bekannt, dass Menschen die Anerkennung der Gruppe, und die Anerkennung und Wertschätzung ihrer Fähigkeiten und Talente existentiell brauchen, wenn diese entwickelt werden sollen. Dafür braucht es Unterstützer, Begleiter, Mentoren, Lehrende, denen man vertraut, aber auch: Vorbilder und Idole, als Orientierungsfiguren.

Zum Reflektieren über eigene Stärken und Schwächen oder Herausforderungen sind Angebote aus der Karriereberatung im Studium hilfreich und sinnvoll. Fragen gestellt bekommen zu den eigenen Plänen und Entscheidungen, eigene Wertewelt erforschen zu können, die eigene professionelle Praxis zu reflektieren, und immer wieder innehalten und in sich hineinhorchen – das sind die Zutaten für die Entfaltung eigener professioneller Identität.

Karriereberatung: Wer bin ich als Musiker?

Es gibt kaum eine Absolventenbefragung im Musikbereich, die nicht den Bedarf an Karriereberatung betont – die meisten hätten sich das gewünscht, kaum ein Absolvent scheint es im Studium gehabt zu haben.

Hier können und sollten wir die Curricula nachrüsten. Und apropos Curricula: Kaum ein Absolvent, kaum ein Studierender spricht in den Interviews von sich aus über Studieninhalte (außer gelegentlich über Probleme mit der Übersicht oder mit dem Zeitmanagement in dichten Zeiten). So gut wie alle suchen – und äußern das auch – nach dem eigenen Weg, dem eigenen Sinn. Viele zweifeln und hadern mit dem eigenen Talent,

interessanterweise geht es dabei selten um konkrete Unzulänglichkeiten, es fällt den meisten aber überraschend schwer, die eigenen Stärken zu benennen – *unabhängig davon*, wie viele Wettbewerbs- und Konzerterfolge sie vorzuweisen haben. Und bis jetzt hatte jeder und jede MusikerIn, die mir in der Sprechstunde gegenüber saß, irgendwo einen „geheimen Plan“, eine Idee, was sie machen könnten – und meistens fehlte nur der Mut, es anzugehen – wobei der entscheidende Schritt oft das laute Aussprechen war.

Was viele Musikstudierende als Hauptgedanken an ihren Universitäten zu empfangen scheinen, ist noch immer jener: Übe so viel Du kannst! Werde so gut wie Du nur kannst! Der Rest wird sich einstellen! Wenn nicht – hast Du eben nicht genug – oder falsch – geübt, oder – und das trifft sie stets am stärksten – warst Du eben doch nicht *begabt* genug. Da müssen wir alle hier Anwesenden und für die Stärkung unseres künstlerischen Nachwuchses Einstehenden besonders wachsam sein, um das gemeinsam an unseren jeweiligen Institutionen zu überwinden.

Denn noch einmal: Die zwei Kernaufgaben von Studierenden in ihrer Entwicklung – und somit die Kernaufgaben der Curricula, dieses zu ermöglichen – sind:

1. Die höchste Performance-Qualität anzustreben und als Studierender die Haltung zu entwickeln: „Ich weiß, was ich kann“.
2. Die eigene professionelle Identität entfalten und die Haltung entwickeln „Ich weiß, wer ich als Musiker bin“.

Alles, was uns ExpertInnen und AkteurInnen der universitären Ausbildung zur Bereicherung dieser Qualitäten einfällt, sollten wir dringend willkommen heißen. Denn wir brauchen Veränderung. Und die Veränderung braucht uns.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!